

„Es braucht geistige Dorferneuerung“

Seit Anfang Juli hat St. Pölten mit Alois Schwarz einen neuen Diözesan-Bischof. Im Gespräch mit dem morgen bezieht er Stellung zu Kirche und Kultur, Fassade und Inhalt und zur Bedeutung religiöser Bauwerke für den Begriff der Heimat.

INTERVIEW: GERHARD JELINEK, FOTOS: FRANZ GLEISS



morgen: Herr Bischof Schwarz, muss die Kirche im Ort bleiben?

Alois Schwarz: Die Kirche muss im Dorf bleiben. Das ist zu wünschen. Es gibt in Niederösterreich an die tausend Kirchen. Ohne religiöse Denkmäler wäre Österreich nicht Österreich.

Die Kirche ist also – und da meine ich nicht nur die Bauwerke – ein identifikationsstiftender Anker in der Gesellschaft?

Mit Sicherheit. Die Kirchen sind so einzigartig individuell, dass man seinen Ort am Kirchturm erkennt.

Ist das wichtig, dass man sein Dorf, seine Stadt erkennt, im doppelten Wortsinn?

Die Menschen und die Gesellschaft sind heute so mobil geworden, Heimkommen ist etwas sehr Identitätsstiftendes. Beim Heimkommen braucht es einen Wiedererkennungswert, für den Ort, wo man geboren ist, wo man aufgewachsen ist, wo man seine Kindheit erlebt hat, Jugendfreunde fand. Das ist nicht unwichtig, weil dort Verwurzelung stattfindet. Auch wer viel unterwegs ist, muss wissen, wo er seine Wurzeln hat.

Es gibt da den Gegensatz, dass Menschen in einer globalisierten Gesellschaft offenbar eine wachsende Sehnsucht nach dem Regionalen haben, gegenüber dem doch irgendwie unsicheren Fernen. Wäre das eine Chance für eine katholische Renaissance?

Niederösterreich hat seit vielen Jahrzehnten die Aktion Dorferneuerung. Wir bräuchten etwas wie geistige Dorferneuerung. Wir brauchen gemeinsame Programme: Was heißt Beheimatung, in einem Ort eine gemeinsame Geschichte leben.

Braucht es eine Wiederbesinnung auf das, was als „christliche Werte“ bezeichnet wird?

Das, was Christentum ausmacht, muss wieder leben. Christentum bedeutet einen Zugang zum Menschsein, der sagt, Du hast eine unveräußerliche Würde, du bist das Ebenbild Gottes. Das

Leben in dem du lebst, ist nicht das letzte Leben. Der Tod beendet dein Sterben, aber nicht dein Leben. Das ist etwas, was wir der Welt zu sagen haben. Und wenn es dieses Programm gibt, werden die Leute versuchen, dieses Programm, das ihnen Lebensperspektiven bietet, die sonst niemand hat, dann werden sie versuchen, dieses Programm festzuhalten. Das, was wir glauben, möchten wir in Bauwerken ausdrücken, damit wir immer daran erinnert werden, was unsere Lebensausrichtung ist.

Bauwerke waren ja in allen Zeiten des Christentums ein starkes Zeichen. Wir sind hier in St. Pölten unweit eines prächtigen barocken Doms. Sichtbarer Ausdruck der kirchlichen, sagen wir, Propaganda in der Gegenreformation. Die katholische Kirche und ihre Baukunst haben ja ganze zeitgeschichtliche Epochen definiert: die Romanik, die Gotik, das Barock.

Der Glaube kommt vom Hören und drückt sich in Bildern und Bauwerken aus. Das, was die Leute glauben, haben sie oft gebaut. Wenn sie in Bedrängnis Not erfahren haben, haben sie in den Kirchen das Osterlicht in Gold festgemacht oder haben große Kirchen gebaut, wo sie wussten: Wenn ich da reingehe, fällt mir die Decke nicht auf den Kopf. Sie haben immer gebaut, was sie geglaubt haben. Hier in St. Pölten haben wir vor dem Dom ein großes Gräberfeld, eine uralte Geschichte, und dann geht man hinein in diesen Dom, und auf einmal beginnt das Licht drinnen zu leuchten. Es zeigt den Menschen, es gibt auch eine andere Perspektive als das, was vor dem Dom unter der Erde liegt.

Wie müsste man heute Kirchen bauen – und müsste nicht tatsächlich mehr gebaut werden?

Wenn man heute Kirchen baut, müssten sie eher im Stil eines Zeltes sein, damit das Unterwegssein deutlich gemacht wird, nicht fest gemauert, sondern mit den Menschen unterwegs, wo man eine Herberge hat, wo Menschen zusammenkommen, wo



Der neue St. Pöltener Diözesan-Bischof, Alois Schwarz, im Gespräch

die Gemeinschaft wichtig ist. Die alten Kirchen sind nach Osten ausgerichtet. Wenn man in die Kirche hineingeht und nach Osten schaut, bekommt man Orientierung für den ganzen Tag, weil man in die aufgehende Sonne hineingeht. Heute ist ein ganz anderes Lebensgefühl gefragt. Man sucht die Gemeinschaft, den anderen, die Gesellschaft, das Gespräch, die Nähe, den Austausch, die Begleitung. Die neuen Kirchen sind als Versammlungsräume gebaut, in denen man einander wahrnimmt und eine gemeinsame Mitte am Altar findet.

Bei der Kunstbiennale in Venedig hatte im letzten Jahr der Vatikan einen eigenen Pavillon und heuer auf der Architekturbiennale ebenfalls. Namhafte internationale Künstler wie Norman Foster haben Kapellen gebaut. Ist das ein Zeichen, dass die katholische Kirche erkennt, dass sie sich auch wieder in zeitgenössischen Bauwerken ausdrücken muss?

Das hat die Kirche immer gemacht. Wir haben im 20. Jahrhundert sensationelle Kirchenbauten, nicht nur in Frankreich. Als Beispiel würde ich die Wotruba-Kirche in Wien nennen. Auch hier in St. Pölten gibt es neuere Bauwerke, die mit den Gläubigen und den Architekten gemeinsam entworfen wurden. Wenn ich hier an die Landhauskapelle mit dem Bild von Arnulf Rainer denke – das ist schon ein starkes Zeichen des 20. Jahrhunderts. Wenn ich etwas gegen den Strich bürste, dann sage ich, dass Kirchen vielfach nur noch die Kulisse für Kunst bieten. Ob das jetzt Stift Göttweig mit den Konzerten der Opern-Diva Elina Garanca ist, oder der Salzburger Dom als Kulisse für den Jedermann, der auch in Mödling vor der Kirche St. Othmar aufgeführt wird. Dabei hat christliche Kunst im Lauf der Jahrhunderte eine absolut dominierende Rolle gespielt. Michelangelo, Leonardo da Vinci und hier in St. Pölten Kremser Schmidt haben größte Kunst im Auftrag und für die Kirche geschaffen.

Ist die kunstermöglichende Aufgabe der Kirche verloren gegangen? Man kann den „Jedermann“ im Festspielhaus erleben und man kann ihn vor der Domfassade erleben. Manche Dinge brauchen einen bestimmten Ort oder sie sind für bestimmte Orte geschrieben oder komponiert. Mozart hat Musik für bestimmte Kirchen geschrieben. Das klingt dort ganz anders, als wenn ich es in einem Konzertsaal erlebe. Selbst das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker muss im Goldenen Saal des Musikvereins stattfinden – von woanders übertragen, ist es nicht das Neujahrskonzert. Es gibt so etwas wie eine Ortsgebundenheit

des Menschen, die ihn an bestimmte Dinge seiner eigenen Geschichte erinnert und Emotion erzeugt. Gerade bei Kirchen gilt auch: Sie verkünden ja, ob wir drinnen beten oder nicht, die verkünden immer. Beim Konzert in Göttweig: Was weiß man, was diese beiden Türme den Konzertbesuchern neben dem Gesang der Garanca geben? Das wirkt auf die Seele. Wenn vom Göttweiger Berg aus ein Ave Maria ins Land hinein gesungen wird, dann kann sich dem keiner entziehen, weil wir eben als Menschen so körperlich verfasst sind, dass wir mit allen Sinnen aufnehmen. Das ist für mich nicht nur Kulisse.

Hat die katholische Kirche den Kontakt zu zeitgenössischen Künstlerinnen und Künstlern verloren?

Die Kirche hat sich im 20. Jahrhundert immer ums Gespräch mit den Künstlern bemüht. Wenn ich etwa an Otto Mauer in Wien denke. Also, die Kirche war immer auch Auftraggeber für moderne Kunst. Ich sehe es als Aufgabe der Kirche, Gesprächspartner für moderne Kunst zu sein. Der Rektor der Wiener Jesuitenkirche, Gustav Schörghofer, macht das beispielgebend. Was die alles machen! – Installationen in Kirchen, die zunächst irritieren, herausfordern, in Frage stellen. Kirche muss ein Stück weit auch mit Kunst provozieren.

Die große Zeit der Galerie St. Stephan und Otto Mauer, das ist ja schon eine Weile her. Braucht es da neue Anstrengungen?

Wir müssen stärker Akzente setzen. Es ist uns immer gelungen, wenn einzelne kunstbegabte Seelsorger das Gespräch geführt haben. Das war aber nicht die breite Masse. In Kärnten habe ich viele Stunden mit Ernst Fuchs diskutiert, wie er über Jahre seine Apokalypse-Kapelle gemalt hat. Das war sehr spannend. Die Kirche braucht die Herausforderung durch die Kunst, weil die Kunst immer wieder auch provoziert und die Frage stellt: Mensch, bist du authentisch?

Viele Künstlerinnen und Künstler sind heute eher kirchenfern. Ich glaube, der Dialog mit den Künstlern tut beiden gut, auch den Künstlern. Der Kunstschaaffende muss sich hineindenken in eine andere Welt, wo es um Transzendenz, um Mysterium und Mystik geht, die ja die Künstler auch haben. Das sind ja oft sehr spirituelle Wesen mit einer anderen Ausdruckskraft. Und wir in der Kirche, die das formulieren, sind auch herausgefordert zu sagen, was wir dargestellt haben möchten und ob das unserem Grundprogramm, nämlich der Öffnung auf eine Transzendenz, gelingt. Wir haben in Kärnten das Konzept in einer



Ganz rechts: Mit morgen-Chefredakteur Gerhard Jelinek

Aufbahnhalle gemeinsam mit dem Maler Giselbert Hoke entwickelt. Da ist die Wand durch einen gläsernen Kubus durchbrochen, der aus der einen Welt in die andere weist. Wir stellen den Sarg bewusst auf diese Glasfläche, von innen und außen sichtbar, über die Schwelle des Todes hinausweisend, in eine andere Welt hineinschwebend. Da brauche ich dann in der Verkündigung nicht mehr viel zu sagen, weil das Bauwerk schon die Botschaft gibt.

Das Bauwerk spricht...

Das Bauwerk spricht, das Bauwerk verkündet.

In Niederösterreich gibt es etwa tausend Kirchen und noch viel mehr kirchliche Gebäude. Das stellt große Herausforderungen an den Denkmalschutz, an die Bewahrung kulturellen Erbes. Kann das eine doch kleiner werdende katholische Kirche bewältigen?

Da sehe ich die Herausforderung für die Gesellschaft heute, dass sich die geistlichen und die weltlichen Institutionen zusammenschließen und fragen, wie hüten wir dieses kulturelle Erbe? Es wird sehr viel an freiwilligen Leistungen gemacht. Und das Land unterstützt sehr, auch der Bund über das Bundesdenkmalamt. Die Diözese St. Pölten bringt jedes Jahr zwölf Millionen Euro für die Erhaltung von Bauten auf. Gemeinsam muss man sich auch anschauen, wenn wir als Kirche lokale Firmen beschäftigen, Arbeitsplätze sichern, Wertschöpfung in der Region halten, Handwerk unterstützen und lebendig halten, ob sich das nicht auch von staatlicher Seite mit steuerlichen Maßnahmen unterstützen ließe. Zum Teil sind es ja auch Spendengelder, die in Arbeitsleistung umgesetzt werden. Das sind Hunderte gesicherte Arbeitsplätze. Und wir erhalten auch Kulturtechniken. Wir brauchen Menschen, die wissen, wie man eine Mauer macht, wie man Steine setzt und nicht nur wie man Schalungen macht. Was wir machen, ist Handwerk. Durch unsere Leistungen bringen wir ja sehr viel mehr an Steueraufkommen, als an Subvention zurückkommt.

Haben Sie Hoffnung, dass dieser Wunsch erhört wird?

Man muss ihn immer wieder wiederholen. Ich muss aber sagen, dass hier in Niederösterreich sehr, sehr viel für kirchliche Bauten getan wird.

Was wäre die Wachau ohne die Kirche in Dürnstein?

Die einzigartige Kirche von Dürnstein macht Dürnstein zu

Dürnstein. Wenn ich die Kirche aus dem Bild herausnehme, ist das ein Dorf, wo man lange überlegen müsste, welches Dorf das ist. Aber jeder, der auf einem Schiff an Dürnstein vorbeifährt, weiß: das ist Dürnstein ...

... auch das Stift Melk, macht Melk zu Melk ...

So ist es, und Göttweig zu Göttweig, sonst wäre es einfach ein Hügel, der Göttweiger Berg. Die Klöster in Niederösterreich sind ein großes Geschenk. Diese geistlichen Zentren mit dieser gebauten Glaubenskultur ist eine unverzichtbare Ausdruckskraft für dieses Land. Klöster waren immer Kulturträger und Arbeitgeber und wichtig für die Wissenschaft. In diesem Bereich muss die Kirche wieder vermehrt Gesprächspartner sein.

Wurde das in den vergangenen Jahrzehnten vernachlässigt?

Wir waren als Kirche immer an den Universitäten engagiert, immer in der Lehrerbildung sehr stark. Wir brauchen heute ein vernetztes Denken der Wissenschaft. Wir dürfen uns nicht auf die theologischen Fakultäten zurückziehen, wir müssen fragen: Wer sind die Dialogpartner mit der Design-Universität, mit der Donau-Universität. Es braucht Dialogpartner zu verschiedensten Themen – Ethik, Spiritualität, Nachhaltigkeit, Schöpfungsverantwortung. Da sind wir als Kirche heute neu gefragt und gefordert innerhalb der Wissenschaften. Ich wünsche mir interdisziplinäre Gespräche, weil die alle Beteiligten herausfordern.

Was sagen Sie zum Stichwort „Kulturchrist“?

Ich möchte nicht, dass das ein Abgrenzungsbegriff wird. Wir brauchen ein offenes Zugehen auf andere Kulturen.

Aufeinander zugehen setzt aber die Bereitschaft des anderen voraus, auch einen Schritt zu machen.

Beide müssten als Ziel die Verständigung haben. Dialog ist manchmal mühsam, aber Zuhören ist wichtig. Es ist wichtig, sich in den anderen hinein zu denken. Was bewegt ihn aus seiner kulturellen Erfahrung, sich so zu verhalten? Es braucht heute neue Formen der Verständigung. Es ist nichts Neues, dass es in unserem Raum unterschiedliche Kulturen gibt, das war immer so. Und es gab auch immer Spannungen. Aber eines muss klar sein: Wir leben in einem demokratischen Staat, einem Rechtsstaat, einem Staat, in dem das Verhältnis von Mann und Frau anders geregelt ist als in anderen Kulturen. Das sind Rahmenbedingungen einer Hausordnung für Österreich. ■